



D.S.Wulff

Feiner Staub

Wind trägt feinen Staub
Über blühende Wiesen,
Und wir sehen zu.

Im Bambushain hing noch ein Hauch Morgennebel.
Die schrägen Sonnenstrahlen spielten mit den
schlanken flirrenden Blättern.
Im feuchten Moos trank ein Schmetterling aus einem
Wassertropfen.
Weiß, fast beige mit einem zarten Hellblau war der
Himmel in der Ferne.
Noch war die Luft kühl und erfrischend.
Behutsam setzte er einen Fuß vor den anderen.

Toa kam zurück aus seiner Meditation.
Er wusste nicht, wie lange er so gesessen hatte. Sein Leben war an ihm
vorübergezogen, und das vieler Anderer.
Er hatte sich eins mit dem Universum gefühlt. Jetzt war sein Kopf
wieder klar.

Toa hatte viel Zeit zum Nachdenken. Er war allein. Seine Familie
wollte nicht mehr mit ihm leben, und ihm ging es besser, wenn ihn
Nichts daran erinnerte.

Er saß mit überkreuzten Beinen auf seinem Bett, den Rücken an die
unverputzte Backsteinwand gelehnt.
Seit er sich von Lili getrennt hatte, lebte er hier in seinem kleinen
Atelier in einer alten Lagerhalle.

Früher war dies mal eine Autowerkstatt gewesen. Jetzt werkten hier Hobbybastler an ihren Karossen, und Toa hatte einen der Nebenräume bezogen.

Langsam öffnete er die Augen, sein Blick fiel auf die alte Druckerpresse, die in der Mitte des Raumes stand und das Zimmer fast völlig beherrschte.

Als es ihm noch gut ging, als er noch studierte und genug Geld hatte, hatte er sie von einem seiner Lehrer günstig abgekauft.

Neben dem Metallbett, auf dem Toa saß, befanden sich zwei Kiefernholzregale, in denen er seine Klamotten, Bücher, Geschirr und Lebensmittel aufbewahrte.

Auf der gegenüberliegenden Seite des kargen Raumes standen zwei Arbeitstische. Darauf lagen Farbdosen, Druckplatten, Radiernadeln, Putzlappen. Zeichenstifte und Papier malerisch durcheinander.

Daneben stand der Chemieschrank, ein kleiner abschließbarer Holzkasten, der Pulver und Tinkturen enthielt, die für die Ätzung der Druckplatten notwendig waren.

Morgens nach dem Aufstehen meditierte Toa regelmäßig.

Toa, der eigentlich Thomas hieß, und sich Toa als Künstlernamen zugelegt hatte, indem er jeden zweiten Buchstaben seines Namens wegließ.

Toa konzentrierte sich auf seine Atmung und zählte die Atemzüge.

Doch nur allzu oft schweiften seine Gedanken ab.

Meistens zu Lili und dem Jungen.

Toa versuchte dann seine Gedanken zu beruhigen, indem er an Japan dachte.

An Bambuswälder, Tempel mit goldenen Buddhastatuen und Gebetsmühlen, an Steingärten und Bachläufe im weichen Moos.

Sein großer Traum war es, einmal nach Japan zu reisen, um Kyoto zu sehen, eine Stadt mit vielen alten Tempeln und Gärten, die schon über 1200 Jahre alt war.

Doch Japan war weit und teuer, und so blieb Toa nur sein Traum.

Die Vormittage begann Toa mit den ruhigeren Arbeiten, denen, für die er eine sichere Hand brauchte.

Als erstes rieb er auf einem Schieferstein schwarze Reibetusche mit etwas Wasser an.

Es dauerte eine ganze Weile, bis die angerührte Farbe aus Wasser und Ruß die richtige Farbtiefe hatte.

So lange konnte Toa, sich das Motiv, das er malen wollte, überlegen.

Hatte die Farbe dann die nötige Intensität, nahm er den braunen Bambuspinsel mit den dunkelgrauen Wolfshaaren und begann, mit sicheren Strichen, einen Bambuszweig auf das Papier zu malen. Der Bambus war immer das erste Motiv, das er malte.

Die Bambusblätter war mit wenigen Strichen auf das Papier gebracht, und Hand und Augen konnten sich an die Arbeitsweise gewöhnen.

Anschließend malte er Blüten, Fische, Vögel oder Landschaften, immer dabei bedacht, den weißen Raum des Papierees mit einzubeziehen.

Nur wenn er völlig konzentriert war und ganz mit dem Motiv, dem Pinsel und der Farbe verschmolz, gelang ihm eine gute Zeichnung. War er abgelenkt, oder seine Gedanken schweiften ab, war das Bild misslungen. Wenn es ihm aber gelang, sich ganz dem Fluss des Malens hinzugeben, wurde er eins mit der Linie, ähnlich wie ein Musiker mit dem Klang.

Dann tauchten der Maler und seine Zeichnung in eine wunderbare universelle Energie ein.

Toa genoss jeden dieser Augenblicke. Dann war er mit sich und der Welt eins. Es überkam ihn dann ein so großes Glücksgefühl, wie in einer sehr großen Liebe.

Nur konnte Toa dieses Gefühl nicht mit Anderen teilen, oder es auch nur Irgendjemandem vermitteln.

Lili hatte es nie verstanden.

Lili fand ihre berausenden Glücksgefühle auf Partys, im Alkohol, im Tanz, beim Sex.

Sie war oft eifersüchtig auf die Farben und das Papier gewesen, denen Toa anscheinend mehr Liebe entgegenbrachte als ihr.

Zuerst hatte sie noch vermutet, Toa hätte eine Geliebte, die er regelmäßig in seinem Atelier traf.

Damit hätte sie umgehen können.

Gegen eine andere Frau hätte sie kämpfen können, aber gegen Farbe und Papier hatte sie keine Waffen.

Toa und Lili waren fast fünf Jahre zusammen gewesen.

Vor drei Jahren hatten sie einen Sohn bekommen, den sie Chim nannten, nach Toa's Großvater, der auch Künstler war.

Chim war ein sehr ausgefallener Name, obwohl er nur eine Kurzform von Joachim war, die vor vierhundert Jahren in der Gegend üblich gewesen war, in der der Großvater lebte.

Möglicherweise hatte Toa seine künstlerische Begabung von seinem Großvater geerbt.

Toa war schon als Kind sehr kreativ gewesen, und so war es nicht überraschend, als er sich entschloss, Graphik und Malerei zu studieren.

Doch als das Kind kam suchte er sich einen Job in einer Zeitungsdruckerei. Dort arbeitete er nachts, damit er am Tage weiter studieren konnte.

Natürlich litt seine Beziehung zu Lili darunter.

Und allmählich versandete sein Leben im tristen Alltagsgrau.

Toa wurde immer unzufriedener.

Das Leben, das er jetzt führte, war so gar nicht mehr das, was er sich einmal vorgestellt hatte.

Und auch Lili war unzufrieden. Das Leben mit einem Künstler hatte sie sich anderes vorgestellt.

Lili wollte ausgehen, wollte sich schön machen, hübsche Kleider tragen, auf Partys tanzen und das Leben genießen. Nun war ihr Leben auf Kind,

Küche und Waschmaschine beschränkt.

Toa konnte ihr nicht das Leben bieten, das sie sich erhofft hatte.

Immer öfter gerieten die Beiden in Streit, bis Toa es eines Tages nicht mehr aushielt und in sein Atelier zog.

Lili zog zu ihren Eltern nach Berlin.

Als Lili weg war, vergrub sich Toa immer mehr in seiner Werkstatt. Er verließ das Haus nur noch, um zur Arbeit zu gehen. Die übrige Zeit lebte er in seiner Kunstwelt.

Dort malte und zeichnete er oft wie ein Besessener.

Er zeichnete Lili, er zeichnete Chim. Er zeichnete sie mit Bleistift, mit Kohle, mit Röteln und Sepia. Er zeichnete sie mit Feder und Pinsel, so, als wolle er sie für alle Ewigkeiten festhalten.

Wenn Toa ungeduldig war, ritzte er die Zeichnung direkt mit der Radiernadel in eine Zinkplatte.

War er ruhiger, benutzte er die Technik der Aquatintaradierung.

Dann malte er sein Motiv mit Pinsel und Abdecklack auf die Metallplatte, und puderte mit einem dicken Quast Asphaltpulver darauf,

das er auf einem alten Kocher in die Zinkplatte einbrennen lies.

Das klebrige Pulver hatte schon bald den ganzen Raum mit einer feinen schwarzen Staubschicht überzogen.

Einmal war ihm, als er die Metallplatte in ein Säurebad legen wollte, die Wanne mit der ätzenden Flüssigkeit vom Tisch gerutscht, und die Säure hatte sich über sein linkes Bein ergossen.

Sie fraß sich durch den Stoff der Hose in seine Haut und hinterließ eine große Narbe, die lange nicht verheilen wollte.

Waren mehrere Druckplatten fertig, druckte er die Radierungen auf der alten Tiefdruckpresse.

Sobald er die Kupferdruckfarbe auf die Metallplatten auftrug, und anschließend mit Gaze und dem Handballen vorsichtig wieder abwischte, entspannte sich sein Körper.

Die kreisenden Bewegungen des Handballens auf der Zinkplatte, das regelmäßige Abwischen der Farbhand an der Schürze, das waren Gesten, die seinen Geist in einen Zustand melancholischer Leere brachten.

Wenn die Druckplatte dann glänzte wie ein Spiegel, und die schwarze Farbe in den Rillen das Bild errahnen ließ, wuchs eine leichte Spannung in ihm.

Dann legte er die Metallplatte auf den großen Tisch der Druckpresse und bedeckte sie mit einem elfenbein weißem Blatt Büttenpapier, das den schönen Namen Udagami trug.

Toa hatte einen halben Karton davon beim Aufräumen eines alten Lagerraumes in der Zeitungsdruckerei gefunden und es vor dem Papiercontainer gerettet.

Mit jedem Zentimeter, den er den Druckschlitten durch die Walzen drehte, wuchs die Spannung.

Wie würde der fertige Druck aussehen?

Die Zeichnung auf der Metallplatte war seitenverkehrt.

Erst auf dem gedruckten Papier war das Bild richtig zu erkennen.

Behutsam schlug Toa den von schwarzer Farbe fleckigen Druckfilz zurück, und zog das Papier von der Zinkplatte.

Da waren sie wieder, Lili und Chim.

Ihr Anblick lies Toa in die alte Traurigkeit zurückfallen.

Ständig musste er an sie denken.

Sie waren immer bei ihm. Aber sie lähmten auch seine Gedanken und ließen kaum noch Platz für Anderes.

Immer öfter wünschte Toa sich, weit fort zu sein.

Dann erwachte sein alter Traum von der Japanreise wieder.
Wie gerne würde er bei einer Sesshin, einer Meditationswoche in einem Tempel in Kyoto, dabei sein.

Dort gab es sogar eine tausend Tage Meditation, die sieben Jahre dauerte und bei der die Meditierenden Tempel und Ruinen rund um Kyoto besuchten und sich strengen Fastenzeiten unterwerfen mussten..

Toa glaubte, er bräuchte diesen harten Weg, um ganz zu sich zu finden. Aber er zweifelte auch daran, dass er diese Strapazen durchstehen könnte, zumal eine einmal begonnene Meditation nicht unterbrochen werden durfte.

Und wenn er aus Deutschland wegginge, falls er jemals genügend Geld für die Reise zusammen bekommen würde, sähe er seinen Sohn nie wieder.

Dieser Preis war ihm zu hoch.

Als Lili weg war, hatte sich Toa sich immer mehr in seine Werkstatt zurückgezogen, und nach einiger Zeit fand er sich mit der Tristesse des Alltagsgraus ab. Seinen Schmerz hatte er in den hintersten Winkel seiner Seele verbannt, damit sein Gehirn wieder einigermaßen funktionieren konnte.

Toa war an einem Punkt angekommen, an dem er dachte, es könne nicht mehr weiter abwärts gehen. Sein Leben war in eine Sackgasse geraten. Umgeben von hohen Mauern schien es kein Entkommen zu geben.

Und nun kam auch noch Weihnachten, und Toa musste es ganz allein aushalten.

Lili hatte einen Job in einem Restaurant gefunden, und konnte Chim nicht zu ihm bringen, weil sie an den Feiertagen arbeiten musste.

Am liebsten hätte sich Toa sinnlos betrunken, aber nicht einmal das konnte er. Ihm wurde schon übel, wenn er Alkohol nur roch.

Zum Glück hatte er seine Arbeit, die ihm zwischen den Festtagen ein wenig Halt gab.

Silvester versuchte er zu verschlafen, aber pünktlich um Mitternacht wurde er von einem krachenden Böller geweckt, und konnte dann bis zum Morgengrauen nicht mehr einschlafen.
Zu viele Gedanken kreisten in seinem Kopf.
Anfang Januar erreichte ihn der nächste Schicksalsschlag.

Sein Großvater war gestorben, so stand es in dem amtlichen Brief des Notars, den er in den Händen hielt.
Und er sollte der Alleinerbe sein.

Im ersten Augenblick hoffte Toa, dass sich sein Traum von der Japanreise doch noch erfüllen könnte.
Aber bei der Erbschaft handelte es sich um ein altes Haus in Mecklenburg Vorpommern.

Seinen Großvater hatte er kaum gekannt.
Er hatte ihn nur einmal gesehen.
Als er noch ein kleines Kind war, waren seine Eltern mit ihm in die DDR gefahren, um den Vater seiner Mutter zu dessen siebzigsten Geburtstag zu besuchen.

Toa erinnerte sich dunkel an ein winziges, ärmliches Haus in der Nähe eines Sees.
Das Wasser hatte ihn damals magisch angezogen, aber bei dem Versuch, dorthin zu kommen, war er im sumpfigen Morast des Schilfgürtels stecken geblieben.
Seine Mutter hatte deshalb sehr mit ihm geschimpft.

An seinen Großvater hatte Toa keine Erinnerungen mehr.
Zu der Geburtstagsfeier waren viele alte Leute gekommen, und alle waren für Toa fremd gewesen, genauso, wie der alte Mann, den sie seinen Opa nannten.
Toa's Eltern waren vor ein paar Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen.

Aber da kannte er Lili schon.

Toa war der letzte in seiner Familie, und jetzt war er also Alleinerbe. Allmählich wurde Toa klar, dass dies vielleicht seine große Chance war, sein altes Leben zu verlassen, und etwas völlig neues zu beginnen.

Er benachrichtigte den Notar, dass er das Erbe antreten würde, kündigte seinen Job, und schaffte es, in den zwei Wochen, die die Kündigungsfrist dauerte, seine Sachen zusammenzupacken, die Wohnung zu kündigen, einen Kleintransporter zu mieten und seine Sachen, inklusive der zerlegten schweren Druckpresse, in den Bully zu verladen.

Es war ein kalter trüber Tag Anfang Februar, als Toa auf der neuen Küstenautobahn in Richtung Rostock einer ungewissen Zukunft entgegen fuhr.

Die Fahrbahn war nass, und von den vorherfahrenden Fahrzeugen wurde immer wieder feiner Wasserstaub auf die Windschutzscheibe gesprüht.

Auf den Feldern lag noch ein grauer Rest Schnee.

Als Toa am Rostocker Hafen vorbeifuhr, kam ihm der Gedanke, dass das Gewässer, das er in Erinnerung hatte, vielleicht die Ostsee gewesen sein könnte.

Aber hatte er nicht auch das gegenüberliegende Ufer gesehen? Seine Erinnerungen lagen in einem dichten Nebel.

Um fünfzehn Uhr hatte er einen Termin mit dem Notar in Ribnitz Dammgarten.

Als Toa aus dem Haus des Notars trat, dämmerte es schon. Jetzt war er also Hauseigentümer.

Als erstes sollte er zur Bank gehen, und das Konto seines Großvaters auflösen.

Die Bank war nur wenige Häuser entfernt, doch als Toa vor der gläsernen Schiebetür ankam, war diese bereits verschlossen.

Toa suchte sich ein kleines Hotel in der Nähe, und nahm sich ein Zimmer für eine Nacht.

Dann ging er noch einmal durch die Strassen der fremden Stadt. In einer Buchhandlung kaufte er eine Landkarte und einen Reiseführer. Und außerdem einen Kalender mit Heiku, einer japanischen Gedichtform, der neben der Kasse angeboten wurde.

Bei Kaisers nebenan erstand er Cola und Brötchen und damit ging er dann erschöpft und aufgewühlt zugleich in das Hotel am Bodden.

Toa saß auf seinem Hotelbett, aß die trockenen Brötchen und trank die lauwarme Cola dazu.

Das Haus, das jetzt ihm gehörte, war ein fast hundert Jahre altes reetgedecktes Fischerhaus mit einem knapp zweitausend Quadratmeter großen Grundstück.

Es lag am Ortsrand von Wustrow, einem kleinen Dorf auf einer Halbinsel namens Fischland. Fischland - dass klang sehr einfach, aber auch irgendwie exotisch.

Toa überkamen Zweifel, ob es richtig gewesen war, sich auf dieses Abenteuer einzulassen.

Aber vielleicht war dies auch seine Bestimmung, sein Schicksal, sein Karma, und er konnte dem nicht entkommen.

Lange konnte er nicht einschlafen. Die Gedanken in seinem Kopf explodierten wie kleine Bomben in seinem Gehirn und machten aus ihm einen dunklen Brei. Um sich abzulenken schlug Toa den neuen Heikukalender auf.

Auf der Seite des nächsten Tages stand folgender Vers:

Unter totem Laub
Sprießt zartgrün neues Leben
Ein erster Krokus

Am nächsten Morgen stand Toa früh auf. Er frühstückte im Hotel, und kurz nach neun betrat er die Bank.

Es waren einige Formalitäten notwendig, bis Toa den Kontostand seines Großvaters erfuhr. Von dem Geld, das er geerbt hatte, konnte er, wenn er sparsam war, eine ganze Zeit leben.

Dann setzte er sich in sein Auto und begann seine Reise in eine neue ungewisse Zukunft.

Auf der Fahrt Richtung Ostsee kaufte er noch Lebensmittelvorräte für mehrere Wochen ein. Schließlich wusste er nicht, was ihn erwartete.

In Dierhagen war die letzte Tankstelle, und hier war auch der Autoverleih, zu dem er den Bully zurückbringen musste.

Von nun an gab es nur noch eine Strasse.

Sie führte schnurgerade aus durch ein dichtes Waldgebiet.

Doch schon nach kurzer Zeit tauchte am Straßenrand das Ortsschild auf.

Bald darauf erschien vor ihm ein kleiner Hafen, in dem einige Fischerboote am Kai lagen. und weiter rechts stand eine rote Backsteinkirche mit einem kleinen Friedhof darum herum.

Nach einer kurzen Irrfahrt hatte er die schmale ungepflasterte Straße gefunden, in der der Großvater gewohnt hatte.

Schon von weitem sah er das kleine weiß gestrichene Haus mit den blauen Fensterläden.

Es lag ganz am Ende der Strasse.

Dahinter gab es nur noch einen kleinen Feldweg, der in der Ferne zwischen hohen Pappeln verschwand.

Vorsichtig öffnete Toa die weiße Holzpforte. Sie gab ein lautes Knarren von sich. Als er den Klinkerweg betrat, der zum Haus führte, knirschten die losen Steine unter seinen Füßen.

Rechts und links wuchsen niedrige Buchsbaumhecken um verwilderte Blumenbeete, die Überbleibsel eines alten Bauerngartens.

Neben der blauen, mit bunten Blumenmotiven bemalten Haustür war ein mattes Messingschild an der Hauswand befestigt, auf dem der Name Prohn eingraviert war.

Toa zog den großen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn ins Schloss.

Mit dem Öffnen der Tür stach ihm ein kalter, muffiger Geruch in die Nase.

Er öffnete die Tür weit, um frische Luft hereinzulassen, und betrat den großen, gekachelten Flur.

Seine Augen mussten sich erst an das Dämmerlicht gewöhnen. Dann sah er sich vorsichtig um.

An der linken Seite war eine kleine schiefe Tür. Dahinter befanden sich in einem staubigen Raum eine alte Hobelbank, ein zerkratzer alter Eichentisch und ein abgewetzter Stuhl.

Zwischen Sägenspänen und Holzstückchen lagen Stecheisen, Beitel, Raspeln und andere Holzwerkzeuge.

In einer Ecke stand eine Holzkiste mit Meißeln und Eisenhämmern in verschiedenen Größen, die anscheinend zur Bearbeitung von Steinen dienten.

Es roch modrig nach feuchtem Holz.

Ein Luftzug wirbelte feinen Staub auf, der Toa in der Nase kitzelte.

Das Zimmer daneben war ein Schlafzimmer.

Möbel aus DDR Zeiten, die noch nie schön gewesen waren, welkten dort vor sich hin. Stellenweise war das Furnier durch die Feuchtigkeit wellig geworden und abgeplatzt.

Das Bett war ungemacht, über einem Stuhl hing eine graue Hose.

Der Großvater, der in seinem Leben nie ernsthaft krank gewesen war, war auf dem Weg zum Einkaufen mit dem Fahrrad gestürzt und hatte sich einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen. Nach wenigen Tagen war er gestorben. Er war über neunzig geworden.

Dass der Großvater nicht in dem Haus gestorben war erleichterte Toa ein wenig. Dennoch, die muffige dunkle Atmosphäre bedrückte ihn. Der Gedanke, dass er jetzt hier leben sollte, machte ihm Angst.

Neben dem Schlafzimmer war ein kleines Badezimmer. Sehr alt und herunter gekommen. Toa würde es erneuern lassen müssen.

Über einen schmalen Gang kam er in die Küche, die neben dem Bad lag. Sie war erstaunlich groß. Ein sehr alter Schrank stand darin, mit einem offenen Bord, auf dem blau bemalte Teller standen. Neben der Tür war ein Kohleherd, und neben dem Fenster ein Spülbecken aus Granit. An der Wand stand ein großer Tisch, auf dem eine vergilbte Wachstuchdecke lag. Darauf standen eine Tasse, in der noch ein Rest vertrockneter Kaffee war, ein Holzbrett und ein Messer.

Vom Flur aus konnte man hier in den Garten gelangen, und die Tür gegenüber der Küche führte in ein Wohnzimmer.

Abgewetzte Polstermöbel, ein Tischchen mit Spitzendecke, Fünzigerjahrelampen, ein alter Fernsehapparat, auf einem Schränkchen vergilbte Fotos in angelaufenen Silberrahmen, über dem Sofa ein Bild von einem Segelschiff.

Nichts von großem Wert.
Er würde einen Container bestellen müssen.

Das letzte Zimmer war vollgestopft mit Schränkchen, Tischchen, Regalen, Stühlen, Sesseln und einem alten Sofa. Chinesische Vasen standen neben englischen Porzellanunden und Buddelschiffen in allen Variationen. Alles war bedeckt von einer dicken Staubschicht.

Toa bemerkte sofort, dass die Sachen in diesem Raum etwas besonderes waren.
Vielleicht fand er einen Trödler, dem er das eine oder andere Stück verkaufen konnte.

Im Wohnzimmer hatte Toa ein Telefon gesehen. Es war orange, musste also aus den siebziger Jahren stammen. Vielleicht funktionierte es noch.

Das Telefon war tot, aber es gab immerhin ein Telefonbuch. Es war zwar schon ein paar Jahre alt, doch Toa fand die Nummer eines Containerdienstes und auch die einer Firma für An- und Verkäufe und Haushaltsauflösungen.
Er rief sie von seinem Handy aus an.

Die Zeit verging rasch, bald würde es dunkel werden,

und Toa hatte noch keine Bleibe.

Wenn er die Nacht in diesem Haus verbringen wollte, musste er sich einen Schlafplatz zu schaffen..

Anfang Februar wurde es noch früh dunkel, aber wenigstens hatte er Strom und die Lampen funktionierten. Toa schleppte alle Möbel aus dem Wohnzimmer in den Garten und stellte in dem frei gewordenen Raum sein Bett auf.

Es war schon später Abend, als Toa die Arbeit beendete. Erst jetzt merkte er, wie hungrig er war.

Er suchte sich aus den Lebensmitteln, die er am Morgen eingekauft hatte etwas heraus und setzte sich zum Essen auf sein Bett.

Er hatte Brötchen, dazu konnte er sich eine Dose Würstchen aufmachen und eine Cola trinken.

Er hatte keinen Teller und kein Besteck. Das war alles noch in den Umzugkartons verstaut, und die alte Küche mochte er nicht benutzen.

Und langsam kroch die Kälte in ihm hoch. Erst jetzt fiel ihm auf, dass es in dem Haus keine Heizung gab.

In jedem Raum stand nur ein kleiner Kohleofen.

Die Kälte durchdrang ihn bald wie ein eisiges Schwert, und Toa musste unbedingt irgendetwas brennbares auftreiben.

In der Werkstatt fand er alte Bretter, und in der Küche lagen Zeitungen.

Toa steckte das zusammengeknüllte Zeitungspapier in den Ofen und legte einige Bretter darauf.

Nun brauchte er nur noch Feuer.

Am Küchenherd fand er einige halbvolle Streichholzschachteln. Sie waren ein wenig feucht,

genauso wie das Zeitungspapier, und es dauerte eine Weile, bis das Feuer im Ofen brannte.

Dann fiel er erschöpft auf sein Bett.
Doch seine Gedanken wirbelten im Kreis und ließen ihn nicht einschlafen.

Lange lag er so wach.
Schließlich stand er auf, schaltete das Licht ein und griff nach dem Reiseführer, den er sich am Tag zuvor gekauft hatte.
Er stieß auf einen Bericht über die Andenken, welche die Seeleute früher von ihren Reisen mit heimbrachten.

Die Kapitäne und Matrosen hatten für ihre Frauen und Kinder Souvenirs aus aller Welt mitgebracht.
Viele Andenken aus England, Afrika, Indien, China und Japan waren so in die Fischländer Häuser gekommen.
In manchen Häusern hatte es sogenannte 'Japanzimmer' gegeben, die ganz mit asiatischen Möbeln eingerichtet waren.

Vielleicht war das vordere Zimmer ein Japanzimmer?
Toa stand auf, um die Möbel noch einmal genauer anzusehen.
Auf dem Flur war es eiskalt.
Jetzt fiel es ihm besonders auf, als er aus dem gut geheizten Zimmer trat.

Die Glühbirne in dem großen Raum verbreitete nur einen schwachen Lichtschein.
Mit einem Handtuch wischte Toa den Staub von den Möbeln.
Die chinesischen Vasen hatte er schon gesehen.
Jetzt entdeckte er schwarze Lackmöbel mit goldenen Bemalungen, Tischchen mit asiatischen Schnitzereien, feinstes Chinaporzellan, Rollbilder und Buddhafiguren,

aber auch afrikanische Figuren aus Ebenholz und Elfenbein.

Wo mochte der Großvater das alles her haben?
Zur See gefahren war er nicht, soviel wusste Toa.
Aber sonst wusste er eigentlich nichts über ihn.

Seine Mutter hatte wenig von ihm erzählt.
Als in Berlin die Mauer gebaut wurde, war sie zu Besuch bei einer Tante im Westen gewesen. Da war sie fünfzehn, und musste sich entscheiden, ob sie in die DDR zurückgehen oder in der BRD bleiben wollte.
Toa's Mutter hatte sich damals entschieden, bei der Tante zu bleiben.
In einem der Schränke hatte Toa alte Papiere gefunden. Möglicherweise konnte er aus ihnen mehr über den Großvater erfahren.

Langsam entwickelte sich in ihm ein Plan, wie er das Haus einrichten würde.

In die Holzwerkstatt wollte er seine Druckpresse stellen. Holzschnitzen war nicht seine Sache, und deshalb würde er aus der Holzwerkstatt eine Druckwerkstatt machen.
Das alte Schlafzimmer könnte Gästezimmer werden.
Das Badezimmer müsste komplett erneuert werden.
Gleich morgen würde er eine Installationsfirma damit beauftragen.

Die Küche wollte er so lassen, wie sie war. Nur einen Kühlschrank und einen Elektroherd müsste er neu kaufen.

Die alte Stube, in der er sein Bett aufgestellt hatte, wollte er als Schlafzimmer behalten. Dann konnte aus dem vorderen Zimmer das Wohnzimmer werden.

Die Möbel, die darin standen, reichten für das ganze Haus.
Eine Menge Arbeit kam da auf ihn zu.

Er öffnete sein Buch mit den japanischen Versen und las
das Heiku des Tages.

Altes Haus am Meer
Rauch steigt gräulich kräuselnd auf
In kalt klarer Luft

Der Antiquitätenhändler war am Morgen da gewesen.
Er war besonders an den exotischen
Einrichtungsgegenständen interessiert, aber Toa hatte ihm
nur einen kleinen Teil überlassen.
Die Dinge, die nicht mehr zu gebrauchen waren, landeten
in einem Container.
Dann hatte er in der alten Holzwerkstatt Platz geschaffen,
um seine große Druckerpresse aufzubauen.
Das alte Schlafzimmer des Großvaters wurde zunächst
Abstellraum.

Toa hatte Farben und Pinsel und eine größere Menge
Putzmittel besorgt, und sich ein Fahrrad gekauft, denn ein
Auto konnte und wollte er sich nicht leisten.
Dann brachte er den Kleintransporter zum Autoverleih in
Dierhagen zurück.

Die sechs Kilometer Rückweg bis Wustrow fuhr er mit
dem neuen Fahrrad.
Er fuhr auf der Hauptstrasse, einen Radweg gab es nicht,
aber um diese Jahreszeit war hier nicht viel Verkehr.

Langsam fiel der Stress von ihm ab.
Die Sonnenstrahlen blitzten durch die Zweige der kahlen
Bäume und wärmten sein Gesicht.
Es war einer der ersten warmen Frühlingstage, die der
Februar hatte.

An der Kirche hielt Toa an, um das Grab seines
Großvaters zu besuchen.
Der Friedhof war klein, und es dauerte nicht lange, bis er
die Grabstelle gefunden hatte.
Ein eingefallener Sandhaufen mit einem vertrockneten
Kranz darauf, daneben ein alter Granitstein.

Prohn stand in großen Buchstaben darauf.
Darunter Gret, geb. Bukow, geboren 1917, gestorben
1993.
Toa würde das Grab neu bepflanzen und den Namen des
Großvaters in den Stein meißeln lassen müssen.

In der Nähe des Hafens kam er an einer Bäckerei und
einem Fischgeschäft vorbei.
Er kaufte geräucherte Makrele, eine Schillerlocke und ein
frisches Weißbrot.

Der Tag ging zur Neige, als Toa in der großen Küche an
dem alten Eichentisch vor seinem Räucherfisch saß.
Er hatte die Küche gründlich gereinigt, aber richtig wohl
fühlte er sich noch nicht.
Überall waren noch die Energien fremder Menschen zu
spüren, meinte er, den Staub des Großvaters zu fühlen.
Wenn erst die Wände gestrichen waren, würde es
bestimmt besser werden.
Aber trotzdem wollte er am nächsten Morgen eine
Reinigungszeremonie durchführen.

Am nächsten Vormittag stellte er eine Duftlampe in der
Mitte des Hauses auf den Fußboden, setzte sich davor und
begann zu meditieren.
Während der Duft des Orangenöls durch die Räume zog
versuchte Toa sich mit den Energien des
Universums zu verbinden und die Kraft der Engel
zu bitten, das Haus von negativen Energien zu
reinigen.

Anschließend nahm er die Duftlampe, ging damit von
Zimmer zu Zimmer und wedelte den Duft mit einer
weißen Möwenfeder, die er im Garten gefunden hatte, in
jede Ecke des Raumes.

Die Zeremonie hatte Toa angestrengt.
Er war müde. Erschöpft ließ er sich auf eine wackelige
Bank hinter dem Haus fallen.

Zum ersten Mal nahm er den Garten bewusst wahr.
In der Ferne war das Meer, der Bodden, wie das Gewässer
zwischen Halbinsel und Festland genannt wurde. Er
konnte im Dunst das gegenüberliegende Ufer erkennen.
Das war also der See, den er in Erinnerung gehabt hatte.

Am Ufer war ein breiter Schilfgürtel.
Er reichte bis an den Garten, der eigentlich nur aus einer
verwilderten Wiese bestand.
Nicht weit vom Haus entfernt waren die Mauerreste eines
alten Schuppens.
Auf der Erde lagen Mauerbruchstücke und einzelne
Ziegelsteine.

Überhaupt lagen ungewöhnlich viele Steine in diesem
Garten.
Findlinge waren darunter, aber auch Steine aus einem
Steinbruch.

Neben der Schuppenruine wuchs ein großer
Bambusstrauch, etwas weiter zum Haus stand eine alte,
vom Wind gebeugte Kiefer.
An der rechten hinteren Seite des Gartens war ein wirres
Gestrüpp von Büschen und Brombeersträuchern.
Sie verdeckten fast ganz ein weißliches Gebilde, das
dahinter stand.

Mühsam stand Toa auf, um nachzusehen, was sich hinter
den Büschen verbarg.

Seine Muskeln schmerzten von der ungewohnten Arbeit der letzten Tage.

Vorsichtig schob er die dornigen Zweige auseinander. Das große Weiße dahinter war ein Stein, stellenweise grau geworden und mit grünlichen Algen bewachsen.

Toa bahnte sich einen Weg durch das hohe Gras um die Sträucher herum, denn von hier aus konnte er den Stein besser sehen.

Es war ein weißer Marmorblock, ungefähr zweieinhalb Meter hoch mit einer Grundfläche von fast einem mal einem Meter.

Am oberen Ende waren andeutungsweise ein Kopf und eine Schulter zu erkennen.

Toa setzte sich wieder auf die Bank und schloss die Augen.

Er war zu erschöpft, um noch viel zu denken.

Doch langsam erschien in seinem Kopf ein Bild, eine Vision.

Er sah einen Zen Garten vor sich, mit mehreren großen Steinen, die wie Berge in einem Wellenmeer aus geharktem Sand standen.

Wenn er die Mauern des alten Schuppens mit den restlichen Steinen verlängerte, und davor Sand aufschüttete, könnte er mit den großen Steinen einen Zen Garten gestalten.

Toa hatte wieder ein Ziel, einen Traum.

Als er an diesem Abend seinem Heikukalender aufschlug, fand er ein Gedicht, das ihn beruhigt einschlafen ließ.

Dunkle Felssteine
In weiß-sandigen Wellen
Bambus daneben

Langsam wurden die Dinge wieder überschaubar.
Die Wände und Türen waren gestrichen, die Möbel in die
verschiedenen Räume verteilt, und der Klempner hatte ein
neues Badezimmer eingebaut.

Toa atmete tief durch. Er hatte viel geschafft.
Jetzt wollte er nur noch den Steingarten anlegen.
Doch die Arbeit war schwerer, als er gedacht hatte.

Die alten Schuppenmauern riss er bis auf Kniehöhe ab,
räumte Schutt und Steine weg und entfernte die Wildlinge
von Bäumen und Sträuchern, die sich dort angesiedelt
hatten. Einige von ihnen pflanzte er in Tontöpfe und
Schalen, um aus ihnen Bonsais zu züchten.

Mitte April hatte er endlich die Fläche vor der Mauer
gerodet und eingeebnet.
Die Arbeiten hatten länger gedauert, als Toa erwartet
hatte, und mehr als einmal wollte er aufgeben. Aber etwas
wie ein innerer Zwang trieb ihn immer weiter.
Seine sensiblen Künstlerhände hatten Schwielen
bekommen, der Körper war muskulöser geworden. Seine
durch die Frühjahrs Sonne gebräunte Haut ließ ihn stark
und männlich erscheinen.

Toa rollte die Steinblöcke an ihre Plätze. Die kleineren
Steine konnte er tragen, aber bei den großen brauchte er
seine ganze Kraft, um sie von der Stelle zu bewegen.
Danach konnte er endlich den Sand zwischen den Steinen
verteilen.

Und endlich hatte er es geschafft.
Es war ein Sonntag Vormittag. Aus der Ferne wehte der
Wind leises Glockengeläut herüber.

Toa saß auf seiner Bank unter dem breit ausladenden Reetdach und betrachtete zufrieden sein Werk.

Den Steingarten hatte er einem berühmten Garten in Kyoto nachempfunden.
An der rechten Seite stand der größte Stein, an dessen Seiten rechts und links vier kleine Steine unregelmäßig verteilt waren.

Im vorderen Bereich, direkt vor Toa's Sitzplatz, lagen ein großer und ein kleiner Stein.
In der linken hinteren Ecke befanden sich ein großer und ein kleiner Stein, und ein Stück davor einmal drei und einmal zwei kleine Steine.
Links neben dem Sandrechteck stand die alte Kiefer, und über die Mauer ragte der große Bambusstrauch.

Toa hatte sich sein Paradies erschaffen.
Ein Heiku fiel ihm ein, den er vor kurzem gelesen hatte.

Die alte Kiefer –
Der starke Duft des Harzes
Weht um glatten Fels

Toa hatte sich in der Werkstatt des Großvaters ein Atelier eingerichtet. Er hatte die große Druckpresse wieder zusammengebaut, die er für den Transport hatte auseinander nehmen müssen.

Die Werkzeuge und Papiere mit Skizzen und Zeichnungen des Großvaters verstaute er in Kartons.

Den großen alten Tisch hatte er vor das Fenster gerückt, und an die Wand daneben stellte er die Werkbank, die ihm als Ablagefläche dienen sollte.

Jetzt konnte er wieder anfangen zu zeichnen.

Hin und wieder fuhr er mit dem Fahrrad an den Strand im Westen der kleinen Halbinsel, aus dem das Wasser bei Sturm oft große Stücke herausriss, und skizzierte die raue Landschaft.

Es war Mitte Mai, und die Halbinsel, die ihm anfangs so verlassen vorkam, füllte sich mit Urlaubern von überall her.

Auf den Strassen herrschte mit einem Mal ein reger Verkehr, beim Kaufmann musste er lange anstehen, und am Strand gab es bald kein ruhiges Fleckchen mehr.

Auch durch den abgelegenen Weg, an dem Toa wohnte, kamen immer öfter Wanderer.

Toa flüchtete sich in die Stille seines Steingartens. Die vielen Menschen machten ihm seine Einsamkeit schmerzlich bewusst.

Inmitten des Schilfs
Umringt vom schwarzen Wasser
Ein schneeweißer Schwan

Zu Toa's morgendlichen Meditationsübungen gehörte seit neuestem das Harken des Sandes im Zen Garten.

Anschließend saß er dann auf seiner Bank und genoss den friedvollen Anblick des Steinmeeres im Vordergrund und des richtigen Meeres hinter dem Garten.

Eine wunderbare Spannung lag über Allem.

Fast war es vollkommen.

Nur eine Kleinigkeit störte.

Toa hatte sich inzwischen so an den Anblick gewöhnt, dass es ihm fast gar nicht mehr auffiel.

An der äußersten rechten Seite des großen Gartens waren die verwilderten Brombeersträucher, und darunter verbarg sich geheimnisvoll der Marmorblock

In Toa erwachte langsam die Neugier.

Dann war sie so stark, dass er sich aufraffen konnte, mit Astschere und Säge den Sträuchern den Garaus zu machen.

Doch die Zweige wehrten sich. Sie klammerten sich aneinander, verhakten sich in Toa's Hemd und ritzten seine Haut auf.

Es dauerte eine ganze Weile, aber dann hatte er endlich das Gestrüpp entfernt und den Stein freigelegt.

Vorsichtig strich er mit seiner Hand über den vergrauten Marmor.

Eine seltsame Energie durchfloss ihn.

Er dachte an energetische Punkte, die es überall auf der Erde gab.

Toa betrachtete den Stein von allen Seiten.

Die dem Haus zugewandte Seite war rau und unbehauen.
Hier hatte sich am meisten Moos angesetzt.
An beiden Seiten waren in der harten Oberfläche
Meißelspuren sichtbar.

Auf der dem Meer zugewandten Seite ragte ein Kopf mit
einem angedeuteten Gesicht aus dem Stein. Er war noch
nicht vollständig herausgeschlagen worden, und es sah
aus, als läge ein Schleier darüber.
Unterhalb des Kopfes war eine glatte kugelartige Form,
die anscheinend eine Schulter werden sollte, und
jetzt sah Toa auch, das weiter unterhalb bereits Teile eines
Beines aus dem Stein heraus gemeißelt waren.

Toa musste unbedingt wissen, was es mit dem
Marmorblock auf sich hatte.

In einigen alten Skizzenbüchern des Großvaters fand er
Aktzeichnungen, ähnlich denen, die er von Lili gemacht
hatte.

Auch hier handelte es sich anscheinend immer um die
selbe Frau. Das Gesicht war nur angedeutet, aber die
Frisur und die Körperform ließen darauf schließen.

Auf einem der graublauen Skizzenbücher stand mit
schwarzer Tinte ein Vers geschrieben. Unter Farb- und
Staubresten konnte Toa ihn mühsam entziffern.

Das Wissen über die Welt
Steckt in uns,
Wie die Figur im Stein.
Platon

Hatte der große italienische Bildhauer Michelangelo nicht einmal gesagt, die Figur wäre schon im Stein vorhanden, man müsse nur das Überflüssige darum herum wegschlagen?

Toa wollte es ausprobieren. Er holte den Kasten mit den alten Werkzeugen, packte sie aus, und legte sie behutsam vor sich auf die Hobelbank.

Da waren Eisenhämmer in verschiedenen Größen, Holzschlägel, Spitz- und Flachmeißel, einige noch ganz neu, andere stark abgenutzt. Einige Meißel hatten Ähnlichkeit mit einer Gabel, ein Hammer hatte Zacken wie ein Fleischklopfer.

Mit einem großen Eisenhammer und einem spitzen Meißel ging Toa zum Marmorblock, und begann vorsichtig an der Rückseite mit dem Meißel in den rauen Stein zu schlagen. Kleine Steinbrocken platzten von der Oberfläche ab und fielen zu Boden.

Der Stein war spröde und schien sich gegen die Behandlung zu wehren. Toa spürte es, und es tat ihm weh, den schönen Marmor so sinnlos zu behauen.

Er brauchte einen Plan.

Er hatte Lili oft gezeichnet, und er hatte die Skizzen des Großvaters. Daraus würde er einen Entwurf für eine Skulptur machen.

Toa begann kleine Skizzen anzufertigen, erst nur auf Zetteln, dann auf größerem Zeichenpapier. Doch er brauchte eine Zeichnung im Maßstab eins zu eins.

In den alten Kartons hatte er große Packpapier Bögen gesehen, die er dafür benutzen konnte.

Bei der suche danach stieß er auf ein altes Fotoalbum und eine Mappe mit Urkunden.

Als er das Album öffnete, fiel ein Foto heraus.
Es war schon etwas vergilbt. Ein Mann in einer prächtigen Uniform war darauf abgebildet. Auf der Rückseite stand in spitzen Buchstaben:
Kapitän Hinrich Bukow, kaiserliche Marine, 1916.

Ein anderes bräunliches Foto zeigte den gleichen Kapitän stehend neben einem Stuhl, auf dem eine rundliche Frau mit hochgestecktem Haar und einem langen schwarzen Kleid mit Stehkragen saß. Auf dem Schoß hielt sie ein mit Spitzen besetztes Kissen, aus dem das Gesicht eines kleinen Kindes ragte.
1917 stand darunter.

Nach einigen Seiten, auf denen außer ein paar Rostflecken und Klebstoffresten nichts zu sehen war, kamen kleine Schwarzweißfotos im Format sechs mal sechs, die einen gezackten Rand hatten.

Auf allen war ein kleines Mädchen mit langen Zöpfen zu sehen. Einmal als Kleinkind in der Sandkiste, dann in einem Hühnerstall beim Hühnerfüttern, bei der Einschulung mit großer Schultüte, am Strand und in einem weißen Konfirmationskleid vor einer Backsteinkirche.

Das Mädchen hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit Toa.
Auf der Rückseite des Konfirmationsbildes war in sauberer Kinderschrift notiert:
Gese Prohn, April 1960.
Das war also Toa's Mutter.

Toa saß fast die ganze Nacht über den alten Urkunden.
Es waren Sterbeurkunden, Geburtsurkunden, die Heiratsurkunde des Großvaters, alte Rechnungen und

Briefe. Vieles war in Sütterlin geschrieben, der alten deutschen Schrift, die in den dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts in Mode gekommen war. Toa konnte sie nur schwer entziffern.

Trotzdem hatte er einiges herausgefunden.

Der Vater seiner Großmutter, also sein Urgroßvater, war Kapitän gewesen. Von ihm stammten also die exotischen Mitbringsel. Sein Großvater musste im zweiten Weltkrieg irgendwo Soldat gewesen sein.

Es gab ein Foto mit einem uniformierten Mann und einer jungen Frau unter einem Weihnachtsbaum, das mit 1944 datiert war.

Im Februar hatten Chim Prohn und Gret Bukow per Ferntrauung geheiratet. Im September wurde Gese Prohn geboren, Toa's Mutter.

Der Großvater war anscheinend erst Jahre später aus russischer Gefangenschaft zurückgekehrt.

Nun kannte Toa etwas mehr von seiner Familiengeschichte. Irgendwann würde er das alles an seinen Sohn, den kleinen Chim, weitergeben.

Da war er wieder, dieser stechende Schmerz, der immer kam, wenn er an sein Kind dachte, und den er möglichst schnell zu verdrängen versuchte.

An diesem Abend schlug er seit langer Zeit wieder einmal das Buch mit den Heiku auf.

Auf grünendem Feld
wächst knorrig alt die Eiche
Seit Jahren allein

Toa kam mit der Arbeit an dem Marmorblock gut voran.
Obwohl er noch nie einen Stein behauen hatte, fiel ihm die
Arbeit leicht.

Anfangs hatte er einen zu schweren Hammer benutzt, und Schmerzen im rechten Arm bekommen, doch jetzt hatte er die richtige Hammergröße für sich gefunden.

Er hatte sämtliche Meißel ausprobiert, und herausgefunden, wie er sie benutzen musste. Mit den spitzen Meißeln konnte er größere Stücke abschlagen, die Flachmeißel glätteten die Furchen, ebenso wie der Meißel, der aussah wie eine Gabel. Mit ihm konnte er auch gleichmäßige Rillen in den Stein schlagen. Der Hammer, der einem Fleischklopfer ähnelte, diente er zum Glätten des Steins.

Aber es gab ein Problem. Die Meißel wurden sehr schnell stumpf.

Toa hatte zwar auf dem Dachboden so etwas wie eine Handschleifmaschine gefunden, aber die funktionierte nicht mehr.

Inzwischen hatte er einen Steinmetz in der Gegend kennen gelernt, bei dem er die Inschrift für den Grabstein hatte machen lassen. Den wollte er um Rat fragen.

Der Steinmetz war ein kleiner gedrungener Mann Ende fünfzig. Er trug einen verwaschenen blauen Arbeitsanzug und eine Schiffermütze auf dem Kopf.

Der Mann war wortkarg und schien kein Interesse daran zu haben, Toa den Gebrauch der Meißel zu erklären.

Toa erzählte ihm von dem Haus, das er geerbt hatte, von dem Stein, der im Garten stand, und von seinem Großvater.

Als der Steinmetz den Namen Chim Prohn hörte, kam so etwas wie Milde in sein vom Wetter zerfurchtes Gesicht. Cim Prohn, ja, min Vadder het een Tid lang met hem to doon havt, begann er in breitem meklenburger Platt.

Anscheinend waren sein Vater und der Großvater Freunde gewesen, aber der alte Steinmetz war tot, und der Sohn wusste auch nicht viel mehr.

Er besah sich die alten Meißel und zeigte Toa seine Werkstatt.

Dort wurde kaum noch mit Hammer und Meißel gearbeitet. Man benutzte jetzt Pressluftmeißel, die allerdings einen Höllenlärm machten.

Der Steinmetz riet Toa, sich neue Meißel zu kaufen, wenn er richtig damit arbeiten wollte, denn die alten Meißel waren schon so oft angeschliffen worden, dass die gehärtete Spitze ganz abgenutzt war.

Die Meißel hätten von einem Schmied neu geschmiedet und anschließend gehärtet werden müssen.

Doch in der Gegend gab es nur noch einen mobilen Hufschmied, der zu den Reiterhöfen fuhr, und es war äußerst fraglich, ob der die Meißel schmieden konnte.

Eine Zeit lang versuchte Toa noch mit den alten Meißeln zu arbeiten, aber wenn er etwas aus dem Marmorblock machen wollte, brauchte er neues Werkzeug.

Glänzendes Eisen
Zersplittert kalten Marmor
Sommerhitze flirrt

An einem Samstagvormittag fuhr Toa mit dem Rad die fünfzehn Kilometer von Wustrow nach Ribnitz. Das Wetter war schön, viele Radfahrer waren unterwegs. Schnell fand er einen Baumarkt, in dem er sich das Werkzeug kaufen konnte.

Nachdem er seine Einkäufe erledigt hatte, erkundete Toa noch ein wenig die Stadt und besichtigte das berühmte Bernsteinmuseum, das vielerorts auf Plakaten angepriesen wurde.

Bernstein wurde überall an der Ostseeküste gefunden. Auch Toa hatte am Strand schon danach gesucht, aber er hatte keinen gefunden, und eigentlich wusste er auch nicht so richtig, wie Bernstein am Strand eigentlich aussah. Im Museum waren große und kleine, geschliffene und ungeschliffene Bernsteinstücke ausgestellt. Es gab hellgelben milchigen Bernstein ebenso wie goldgelben durchsichtigen, und sogar dunkelbraunen. In manchen Steinen waren die berühmten Insekteneinschlüsse. Je besser ein Insekt erhalten war, desto wertvoller war der Stein. Der Stein, der gar kein Stein war, sondern Baumharz, das in irgendeiner Eiszeit mit den Bäumen ins Meer gekippt und dort unter dem Druck des darüber liegenden Sandes versteinert war.

Toa gefiel der braune Bernstein am besten. Er würde gerne einmal am Strand ein Stückchen finden. Doch er wusste nicht, wie er ihn von einem normalen Kieselstein unterscheiden sollte. Angeblich war Bernstein leichter als Stein und schwamm im Wasser. Nach stürmischen Winterfluten, wenn das Meer den Sand besonders stark aufgewühlt hatte, sollte die beste Zeit sein, um Bernstein zu finden.

In der Museumscafeteria trank er zum Abschluss noch einen Espresso, dann machte er sich auf den langen Heimweg.

Als er auf die Landstrasse kam, hingen über der Strasse Wolken aus Myriaden von großen Mücken, die ihm beim Fahren gegen Gesicht und Kleidung klatschten und zerplatzten.

Toa hatte sich ausreichend mit Werkzeugen eingedeckt. Er hatte verschiedene Meißel und eine neue Schleifmaschine gekauft.

Der Stein bestimmte ab jetzt den Tagesablauf. Toa stand früh auf. Oft schon zwischen fünf und sechs Uhr morgens. Dann konnte er den Sonnenaufgang über dem Bodden miterleben. Als erstes harkte er den Sand des Zengartens, dann meditierte er auf seiner Gartenbank. Dies wurde sein festes Morgenritual.

Meistens frühstückte er dort auch. Dabei hatte er den Marmorblock immer im Blick. Er war mit der Arbeit gut voran gekommen. Der Stein war jetzt nicht mehr eckig, sondern hatte die Form einer gewundenen Säule. Fast war schon zu erahnen, dass eine menschliche Figur daraus entstehen sollte. Schon beim Frühstück überlegte Toa, an welcher Stelle er weiter arbeiten wollte.

Toa bearbeitete den Stein ohne Unterbrechung bis zum frühen Nachmittag, bis sein Magen ihm sagte, dass er eine Pause machen sollte. Danach blieb er dann oft bis zum Einbruch der Dunkelheit bei seinem Stein.

In einiger Entfernung vom Marmorblock lag ein dicker Findling. Von dort hatte Toa einen guten Blick auf die Vorderseite der Figur. Hier saß er oft, um die nächsten Arbeitsschritte zu überlegen.

Langsam nahm die Steinfrau Gestalt an, und während der oft monotonen Arbeit hatte Toa viel Zeit zum Nachdenken.

Einiges war ihm immer noch nicht klar.

Warum stand dieser schwere Stein hier hinten im Garten?

Wie war er dort hin gekommen? Wo war er hergekommen? Was beabsichtigte der Großvater mit dieser Skulptur?

Manchmal saß Toa auf dem Findling und grübelte darüber nach, aber dann rief der Stein ihn wieder.

Die Bildhauerei wurde für ihn wie ein Rausch, den oft erst die Nacht beendete.

Durch den ständigen Kontakt zu dem Marmorblock fühlte sich Toa mit dem Stein immer enger verbunden.

Manchmal glaubte er schon, der Stein wäre ein lebendiges Wesen und würde zu ihm sprechen.

Der Stein erzählte Toa Geschichten aus den alten Zeiten, als die Erde noch jung war.

Toa erzählte ihm Geschichten aus seinem Leben.

Wenn er von Lili erzählte, konnte es allerdings vorkommen, dass Toa richtig wütend wurde.

Dann schlug er wie wild auf den Stein ein.

Doch der Stein wehrte sich.

Manchmal brach ein Meißel ab, oder der Hammer verfehlte sein Ziel und traf Toa's linke Hand.

An manchen Tagen konnte er vor Schmerzen das Werkzeug kaum noch halten.

Aber irgendetwas zwang ihn, weiter zu machen.

Der uralte Stein
Liegt kalt im taufeuchten Gras
Sommersonne wärmt

Inzwischen hatte sich am Fuß des Marmorblocks ein Berg von Steinsplintern und Steinstaub angesammelt. Toa sammelte ihn ein und füllte ihn in die unzähligen Weckgläser, die auf dem Dachboden standen.

Den ganzen Sommer lang hatte Toa intensiv an dem Stein gearbeitet. Die Skulptur war fast vollständig aus dem Stein herausgearbeitet.

Es war schon September, aber die Luft war noch warm. Nur die Tage wurden spürbar kürzer.

An einem der lauen Spätsommerabende saß Toa auf seiner Bank hinter dem Haus und blickte auf sein Werk.

Vor ihm lag der Zen Garten mit den fünfzehn Steinen, umgeben vom sandigen Wellenmeer.

Auf der kleinen Mauer dahinter standen die Schalen und Tontöpfe mit den kleinen Bäumchen, die einmal Bonsais werden sollten.

An der rechten Seite ragte der große Bambusstrauch über die Steinwand.

Toa hatte kürzlich kleine Rispen zwischen den schmalen Blättern entdeckt.

Am Ende des Gartens stand auf einem etwa einen Meter hohem Sockel die Marmorfrau.

Aus der Ferne sah sie schon fast perfekt aus, aber Toa wusste, dass ihre Oberfläche rau war.

Die Feinheiten fehlten noch. Fast sah es so aus, als wäre die Frau in einen dicken Stoff eingewickelt. Nur die Teile, die der Großvater schon geschaffen hatte, waren glatt.

Die Steinfrau stand auf ihrem Podest und blickte auf das Meer, über dem sich langsam die Dunkelheit ausbreitete.

Die milde Luft war durchzogen vom harzigen Geruch der alten Kiefer.

Toa zündete eine Kerze in einem Weckglas mit Marmorstaub an, und die Quarzpartikel im dem feinen Staub glitzerten leicht.

Die alte Kiefer
In der lauen Dämmerung
Der Duft des Harzes

Plötzlich fiel Toa ein, dass seine Mutter im September Geburtstag hatte, und es überkam ihn eine große Traurigkeit.

Er fühlte sich plötzlich schwach und hilflos. Er musste irgendetwas für sie tun.

Im Vorgarten pflückte er einige Chrysanthemenblüten, die er zu Füßen der Marmorfigur auf den Steinsockel legte.

Dann stellte er das Glasgefäß mit der brennenden weißen Kerze vor den Stein, setzte sich auf den Findling und überließ sich ganz seiner Trauer.

Er saß lange auf dem Stein. Sein Kopf war völlig leer. Sein Körper war warm und ruhig, so, als würde ein schützender Mantel ihn einhüllen.

Toa spürte eine starke Energie um sich herum, und er glaubte zu fühlen, dass diese Energie von dem Marmor ausging.

Er war eins mit dem Universum. Noch nie hatte er sich so geborgen gefühlt.

Die Quarzkristalle des Marmors funkelten im Licht des gerade aufgehenden Mondes.

Des Mondes Herbstlicht
Glänzt auf dem schwarzen Wasser
Und im weißen Stein

Toa legte jetzt öfter eine Blüte, ein buntes Blatt, eine Muschel oder einen schönen Stein auf den Sockel zu Füßen der Marmorfrau.

Er hatte sich entschlossen, die Skulptur nicht weiter zu bearbeiten. Seine handwerklichen Fähigkeiten reichten nicht aus, um die Oberfläche so perfekt zu bearbeiten, wie er es bei den antiken griechischen Plastiken gesehen hatte.

Aber der Stein zog ihn immer wieder magisch an. Eine seltsame Energie ging von ihm aus.

Die Einsamkeit war zu Toa zurückgekehrt. Jetzt, wo die Arbeit nicht mehr seinen Tagesablauf in eine feste Ordnung zwang, fühlte er doppelt so stark, wie allein er war.

Oft war er stundenlang mit dem Fahrrad unterwegs. Immer führten ihn diese Fahrten an das Ufer der Ostsee. Jetzt im Herbst waren hier nur noch wenige Menschen, und meistens hatte er den Strand ganz für sich allein.

Doch die Sehnsucht nach seiner Steinfrau zog ihn immer bald wieder zu seinem Haus zurück.

Dann brachte er ihr eine Muschel, einen getrockneten Seestern, ein Stück Treibholz oder eine schöne Feder mit, und allmählich wurde der Steinsockel zum Opfertisch. Einmal fand Toa einen Feuerstein mit einem Loch, der bei den Wikingern als Glücksbringer galt. Toa schob den Stein auf die Kordel aus seinem Kapuzenpullover und hängte ihn der Steinfrau um den Hals.

Inzwischen war es empfindlich kalt geworden. Ein eisiger Wind wehte von Norden her.

Wenn Toa vom Strand zurück kam, gönnte er sich ab und zu einen Schuss Rum in seinem Tee, um wieder warm zu werden.

Dann träumte er, die Steinfrau würde von ihrem Sockel herabsteigen und zu ihm in die warme Stube kommen.

Toa hatte der Steinfrau einen Namen gegeben. Er nannte sie Talea. Sie wurde seine Vertraute, seine Gesprächspartnerin an den langen Novemberabenden.

In seinem Schlafzimmer hatte er einen Tisch und einen Stuhl vor das Fenster gerückt. Von hier aus konnte er den Stein am besten sehen.

Er stellte die Gläser mit dem Marmorstaub auf den Tisch und legte einige faustgroße Marmorbrocken daneben.

Weißer Marmorstaub
Auf welken Chrysanthemen
Trockener Wind bläst

Toa verbrachte jetzt die meiste Zeit in diesem Raum. Hier war er Talea, seiner Steinfrau, am nächsten. Und hier war der wärmste Platz im Haus, denn Toa heizte nur dieses eine Zimmer mit dem kleinen Kohleofen.

Der Novembernebel kroch durch alle Ritzen des alten Hauses und ließ es kalt und feucht werden.

Tagelang verließ Toa sein Zimmer nicht. Oft saß er stundenlang am Fenster und blickte in den Garten. Er versuchte, das Gefühl wiederzufinden, das er hatte, als er mit seiner Traurigkeit die Nacht bei der Steinfigur verbrachte.

Manchmal zeichnete er. Es waren immer die gleichen Bilder. Der Blick aufs Meer, der Steingarten, die Marmorskulptur.

Neben sich hatte er dabei stets eine Tasse Tee mit Rum stehen.

Die Herbststürme hatten das Laub von den Bäumen gefegt, und auch der Bambusstrauch verlor seine Blätter. Die Menschen bereiteten sich auf das Weihnachtsfest vor.

Toa wollte davon nichts wissen. Er konnte die Einsamkeit kaum noch ertragen, und immer mehr Rum verdünnte seinen Tee.

An einem dieser bitteren düsteren Tage hatte er eine Vision. Ein Gedanke erschien in seinem Kopf, der allmählich immer klarer wurde. Er musste den Bernstein finden. Wenn er ein Stück Bernstein fand, würde Talea zu ihm kommen.

Der Gedanke wurde zu einer fixen Idee. Er musste einen Bernstein finden, dann würde alles gut werden. Er musste, musste, musste.

Jeden Tag fuhr er ans Wasser und suchte dort stundenlang zwischen dem angespülten Strandgut. Ab und zu fand er einen Lochstein, den er für Talea mitnahm und an ihre Kette hängte. Er fand auch gelbe Steine, aber es war kein Bernstein. Am Anfang hatte sein Herz jedes Mal einen Freudensprung gemacht, wenn er etwas Gelbes zwischen den Algen des Ufersaumes sah. Doch jedes Mal wurde er enttäuscht. Es waren nur Kieselsteine, Glasscherben oder Plastikstückchen.

Toa steigerte sich immer mehr in den Wahn, unbedingt einen Bernstein finden zu müssen, damit Talea zu ihm kam, um seinem Leiden ein Ende zu bereiten.

So, wie er es sich im Sommer zur Aufgabe gemacht hatte, den Marmor zu bearbeiten, so machte er es sich jetzt zur Aufgabe, den Bernstein zu finden.

Mit einer Thermosflasche Grog fuhr er jeden Tag im Morgengrauen an den Strand. Dort blieb er bis zum Einbruch der Dunkelheit.

Wenn er dann abends müde und mit leeren Händen nach Hause zurück kam, meinte er manchmal, Talea zu spüren, wie sie ihm Vorwürfe machte, weil er sie immer noch nicht von ihrem kalten Podest befreit hatte.

Toa war frustriert. Er tat doch alles für seine Talea. Er wollte die alte positive Energie wieder zurück haben. An manchen Abenden saß er an seinem Tischchen am Fenster und sehnte sich nach der Zeit im Sommer, als er mit dem Stein so eng verbunden war.

Dann nahm er einen der Marmorbrocken vom Tisch, umschloss ihn mit seinen Händen und versuchte, die restliche Energie einzufangen. Manchmal rieb er sich den weißen Marmorstaub auch auf die Haut oder die Lippen, oder er tat einige Löffel Steinstaub in seinen Tee, damit die Energie ihn von innen erfüllte.

Toa's Stimmung verschlechterte sich von Tag zu Tag. Er aß kaum noch. Wenn er abends vom Strand zurück kam, war er meistens zu erschöpft.

Er hatte keine Kraft mehr. Er brauchte die Energie des Steines, er wollte Talea spüren.

In seiner Verzweiflung begann er, den feinen weißen Staub zu schnupfen, indem er ihn in die Vertiefung seines Handrückens legte und mit der Nase aufzog.

Wenn Talea nicht zu ihm kommen konnte, wollte er zu ihr kommen. Er wollte selbst zu Stein werden.

Kurz vor Weihnachten tobte ein heftiger Orkan über dem Meer und der kleinen Halbinsel.

Toa war von einem Klopfen am Fenster aufgewacht. Es war ein Ast der alten Kiefer, der gegen die Hauswand schlug.

Er zog sich an und ging in den Garten, um nach dem Stein zu sehen.

Schemenhaft zeichnete sich die dunkle Gestalt vor dem schwach erleuchteten Himmel über dem Bodden ab.

Ein klickendes Geräusch klang herüber.

Es waren die Lochsteine, die an den Marmorhals schlugen.

Jetzt ist es richtig! Jetzt musst du suchen! schienen sie zu sagen.

Hastig zog Toa Gummistiefel und Wetterjacke an, steckte eine Flasche Rum in die Jackentasche und rannte zum Strand.

Der starke Wind blies direkt von vorn. Toa musste hart kämpfen, um vorwärts zu kommen, und manch eine starke Böe warf ihn aus der Bahn.

Der Weg zum Strand war diesmal sehr viel länger als sonst.

Als er endlich sein Ziel erreicht hatte, ließ er sich erschöpft in den Sand der Dünen fallen.

Toa wusste nicht, wie lange er in der windgeschützten Mulde gelegen hatte. Als der Morgen dämmerte, wurde sein Gehirn langsam klarer, und ihm fiel wieder ein, warum er dort lag.

Mühsam stand er auf und schwankte an den Strand.

Er ging immer an dem Flutsaum entlang, den das Wasser in der Nacht hinterlassen hatte, und der sich wie ein schwarzes Band aus Tang, Muscheln und Abfällen durch den grauen Sand zog.

Das Wasser war in der Nacht bis an die Steilküste gekommen. Stellenweise war der Ufersand unterspült worden und abgerutscht, so dass die Bäume, die gestern noch oben gestanden hatten, nun entwurzelt am Strand lagen.

Toa ging in nördliche Richtung.
Das Meer zu seiner Linken tobte immer noch, und weiße Gischt spritzte ihm ins Gesicht.
Er hatte seinen Blick fest auf die am Boden liegenden Algen gerichtet.
In dem Tangstreifen waren Muscheln, Krabben, Schnecken, manchmal ein Seestern oder ein toter Fisch.
Altes Tauwerk, Plastikbehälter, Treibholz.
Einmal sah Toa einen toten Seehund mit starken Schnittverletzungen, der vermutlich in eine Schiffsschraube geraten war.

Toa wanderte Stunde um Stunde, immer den Blick fest auf den Strand gerichtet.
Ab und zu bückte er sich, um etwas aufzuheben und in die Jackentasche zu stecken.
Bernstein war nicht dabei.

Es war früher Nachmittag, aber es dämmerte schon, als der Strand allmählich breiter wurde.
In der Ferne schien das Land zu Ende zu sein.

Gerade wollte Toa umkehren, als er zwischen dem Seetang eine handvoll gelblich brauner Steine sah.

Er erkannte sie sofort.
Vorsichtig sammelte er sie auf. Sie waren sehr leicht und fühlten sich warm und weich an.

Toa nahm sein Taschenmesser und kratzte damit an einem der Steine. Fast mühelos ritzte die Klinge eine Kerbe in das gelbe Material.

Endlich hatte er gefunden, wonach er so lange gesucht hatte.

Aber die Stücke waren ihm zu klein.
Er wollte den ganz besonderen Stein.

Toa warf sich auf die Knie und durchwühlte die nassen Algen mit seinen Händen, in der Hoffnung auf mehr.

Und dann sah er ihn.

Weich gebettet auf feuchtem Tang, umgeben von kleinen gelben Bröckchen wie ein König von seinem Hofstaat, lag er da, der Bernstein.

Er lag da, als ob er auf Toa gewartet hätte. So groß wie eine Kinderfaust, auf einer Seite ganz glatt, gelb, mit einem weißlichen Schimmer, auf der anderen Seite bräunlich und rau, mit einer Reihe kleiner Löcher.

Behutsam hob Toa die Bernsteinstücke auf und steckte sie vorsichtig in seine innere Jackentasche, direkt über dem Herzen.

Jetzt würde Talea ihm gehören.

Harz alter Bäume
Schwimmt gelb im grauen Wasser
Herbststürme tosen

Toa war die ganze Nacht gelaufen. Die Flut hatte ihn vom Strand vertrieben, und er musste sich bis zur Hauptstrasse durchschlagen.

Der Wind hatte etwas nachgelassen und Sterne funkelten am schwarzen Winterhimmel.

Übermorgen war Heiligabend.

Dann würde er Talea sein Geschenk geben.

Mit einem Mal hatte er noch eine Menge zu tun. Er musste Weihnachtsvorbereitungen treffen, er brauchte Kerzen, Getränke mussten besorgt werden, und er wollte sich ein köstliches Essen gönnen.

Und er musste noch den Bernstein polieren.
Gleich am nächsten Morgen begann er mit der Arbeit.
Mit feinstem Schleifpapier schmirgelte er die Oberfläche
glatt und polierte sie mit einem feuchten Tuch und dem
Marmorstaub.
Erst jetzt ließ sich die Schönheit des Steines richtig
erkennen.
Der milchig gelbe Stein wurde auf einer Seite von einem
weißen Streifen durchzogen, der sich am Rand des Steines
mit einem dunkelbraunen, fast kreisrunden Fleck kreuzte.

Die kleinen Bernsteinstücke durchbohrte Toa und machte
daraus mit einem Lederband eine Kette.
Den großen Bernstein aber legte er in das Perlmutterbett
einer schwarzen Muschelschale.

Eine Schlafende
Zwischen dornigen Hecken

Die Brombeern verdorn

Am Heiligabend hatte Toa rund um den Marmorblock Kerzen aufgestellt.

Er hatte Holz für ein Feuer aufgeschichtet, und einen Tisch und zwei Stühle nach draußen gebracht.

Den Tisch hatte er festlich mit einem Seidentuch und dem alten Chinaporzellan gedeckt.

Sekt und Wein waren reichlich vorhanden, und er hatte sogar noch einen Partyservice dazu bringen können, kurzfristig ein Menü für zwei Personen zu zaubern.

Für den Fall, dass es zu kalt werden würde, hatte Toa zwei Kannen Grog bereitgestellt.

Als es dunkel wurde, baute Toa die Speisen auf dem Tisch im Garten auf.

Dann zündete er die Kerzen und das Feuerholz an.

Eine unglaubliche Spannung lag in der Luft, als Toa Talea die Bernsteinkette umlegte.

Der ganze Garten war geladen mit knisternder Energie.

Behutsam legte er einen Kiefernast zu Talea's Füßen und stellte die Muschelschale mit dem Bernstein darauf.

Seine Hand berührte sanft die Marmorfigur, und eine Welle der Energie trug Toa davon.

Das Glücksgefühl, die Verbundenheit mit dem Universum, war wieder da.

Toa's Knie wurden schwach, er musste sich setzen.

Talea stand immer noch auf ihrem Sockel, doch im flackernden Kerzenlicht schien es, als würde sie sich bewegen.

Ein Mann sitzt allein
In eisiger Winternacht
Das Holzfeuer wärmt

Toa hatte die ganze Nacht im Garten gesessen.
Talea hatte ein paar mal gezuckt, so, als wollte sie sich von ihrem Sockel losreißen, aber sie war nicht zu ihm herabgestiegen.
Trotzdem hatte er sich auf wunderbare Weise mit ihr verbunden gefühlt.

Nun war das Feuer erloschen und die Kerzen waren abgebrannt. Der Wind hatte feinen Marmorstaub über das Festessen geweht.

Toa wankte zu seinem sein Bett, ließ sich in die klammen Kissen fallen und schlief sofort ein.

Als er aufwachte, dämmerte es.
Er wusste nicht, ob es Abend oder Morgen war.

Doch langsam wurde es heller. Konnte es sein, dass schon der zweite Weihnachtstag war? Hatte er einen ganzen Tag verschlafen.

Toa war jedes Gefühl für Zeit entglitten.

Er kochte sich Tee und füllte ihn in eine Thermoskanne, die er, zusammen mit einem alten Marmeladenglas, in dem sich weißes Pulver befand, mit hinaus in den Garten nahm.

Das Essen stand noch unberührt auf dem Tisch.

Toa schichtete ein paar Holzscheite auf, stopfte trockenes Gras in die Zwischenräume und übergoß alles mit Rum. Mit einem langen Streichholz zündete er das Feuer an.

Dann füllte er einen Becher bis zur Hälfte mit dem alkoholischen Getränk, goss es mit Tee auf und tat vier Teelöffel von dem weißen Pulver dazu.

Er wollte einen Teil von Talea bei sich haben, und so störte ihn auch der Steinstaub auf dem Essen nicht, auch wenn er manchmal zwischen den Zähnen knirschte.

Toa blieb den ganzen Tag und die ganze Nacht bei Talea. Er hoffte immer noch, dass sie von ihrem Podest heruntersteigen würde, oder ihm wenigstens ein Zeichen gab.

Die nächsten Tage verbrachte Toa im Garten bei seiner Steinfrau. Nur wenn es zu kalt wurde, saß er in seinem Zimmer und blickte in den Garten hinaus.

Eisiger Raureif
Bedeckt Bambus und Kiefer
Steine im Mondlicht

Am Silvestermorgen begann Toa mit den Vorbereitungen für den Abend, um für sich und Talea eine besonders schöne Feier ausrichten.

Er legte frisches Brennholz auf den erkalteten Ascheplatz, stellte noch mehr Kerzen auf als am Weihnachtsabend und deckte einen festlichen Tisch mit vielen Kerzen und Muscheln, die in einer Spur von Steinstaub lagen.

Am Abend saß er mit Talea im Garten. Sie unterhielten sich angeregt. Mit ihr konnte Toa über alles reden.

Wie von ferne hörte er ihr helles Lachen.

Sanft streichelte er über ihre weißen Schultern und ihr makelloses Gesicht.

In der Ferne stieg über dem Festland ein Feuerwerk goldener Sterne in den schwarzen Nachthimmel.

Toa fühlte sich mit Talea so eng verbunden, wie nie zuvor.

Talea streckte ihm ihre Hand entgegen, und Toa half ihr, von ihrem Marmorsockel herunter zu steigen.

Dann lagen sie im Gras und wärmten sich gegenseitig.
Ihre Körper verschmolzen miteinander, und behutsam fing
Talea an, Toa in die Kunst des Kamasutras einzuweißen.

Zwei Menschen bei Nacht
Heiße Körper beben sanft –
Winterklare Luft

Als Toa aufwachte war es dunkel. Es regnete, und seine Kleider waren völlig durchnässt.
Das Feuer war erloschen.
Talea war nicht mehr bei ihm.
Er schaute sich um. Schemenhaft sah er die Steinfigur auf ihrem Sockel stehen.

Mühsam schleppte sich Toa ins Haus und warf sich auf sein Bett. Alle Kraft war aus seinem Körper gesogen.
Er schlief mehrere Tage.
Als er wieder wach wurde, konnte er nur schwer in die reale Welt zurückfinden. Stundenlang saß er am Fenster und blickte in den Garten.

Der Sand des Steingartens war schon lange nicht mehr geharkt worden. Tote Blätter klebten auf dem durchweichten Untergrund. Der große Bambusstrauch hatte alle seine Blätter verloren. Die kahlen Halme ragten struppig in die Luft wie die Borsten eines alten Besens.

Auf dem Marmorsockel stand eiskalt und unnahbar seine
Steinfrau.

Toa brauchte lange, um sich wieder zurecht zu finden. Er
hatte sein Zeitgefühl völlig verloren.

Doch langsam kam die Klarheit in seinen Kopf zurück,
sein Gehirn fing wieder an zu arbeiten. Dunkel erinnerte
er sich an einen kleinen Jungen.

Er hatte Chim vergessen.

Er hatte Weihnachten ohne ihn gefeiert, und nicht einen
Augenblick an seinen Jungen gedacht.

Dieses Bewusstsein zerriss ihm fast das Herz.

Er hätte ihn wenigstens anrufen müssen.

Sein Handy lag in der Küche zwischen dem schmutzigen
Geschirr.

Der Akku war schon lange leer.

Toa schloss es an das Ladegerät an und gab den Pin ein.

Dann wählte er 'entgangene Anrufe'.

Die Liste war voll, aber es stand nur ein einziger Name
darauf.

Lili.

Über grauem Meer
Steigt weißlich nasser Nebel
Eine Möwe schreit

Das Kind war krank.

Der Junge litt an schwerem Asthma, und die Ärzte hatten dringend zu einer Luftveränderung geraten. Der verschmutzte Großstadtdunst war Gift für das Kind.

Lili hatte gehofft, dass der Junge bei seinem Vater wohnen könnte. Dort war die Luft sauber, und Toa hatte nichts zu tun. Also konnte er sich um das Kind kümmern.

Sie hatte eine gute Stellung in einem großen Hotel gefunden, verdiente gut, hatte aber nur wenig Zeit, sich mit dem Kind zu beschäftigen.

Seit Weihnachten hatte sie versucht, Toa anzurufen.

Natürlich wollte Toa seinen Sohn zu sich nehmen.

Drei Tage hatte er Zeit, um das Haus aufzuräumen. Und im Garten standen immer noch die Essensreste von Weihnachten.

Das alte Schlafzimmer des Großvaters sollte das neue Kinderzimmer werden. Toa musste es nur noch herrichten.

Er hatte den Raum bisher kaum benutzt. Nur einige alte Kartons waren dort abgestellt.

Jetzt sollte der kleine Chim das Zimmer vom alten Chim bekommen.

Als Toa die schweren Kartons auf den Dachboden brachte, platzte einer von ihnen auseinander, und die alten Papiere fielen auf den Fußboden.

Toa sammelte sie ein, und verteilte sie in die anderen Kartons.

Dabei fiel ihm ein Lieferschein in die Hände, auf dem der Name der Steinmetz Firma stand, die Toa schon kannte.

Erst dachte er, es handele sich um die Rechnung für den Grabstein, den der Großvater nach dem Tod der Großmutter gekauft hatte.

Aber auf dem Papier war als Datum 1962 eingetragen. Da lebte die Großmutter noch.

Der Text war mit Schreibmaschine geschrieben. Die Buchstaben waren unterschiedlich stark in das Papier eingedrückt.

Toa las: ein Stück Carrara Marmor, weiß, 230x90x80 cm, geliefert und aufgestellt.

Das war der Stein im Garten.

Fieberhaft durchsuchte Toa nochmals die Papiere.

Vielleicht fand er doch noch eine Antwort.

Wann und woher der Stein gekommen war, wusste er jetzt. Offen blieb die Frage nach dem Warum.

Und wen sollte die Steinfigur ursprünglich darstellen?

Zwischen alten Zeitungsausschnitten entdeckte Toa eine Lohntüte des Steinmetz Betriebes von 1958.

Der Empfänger war Chim Prohn.

Anscheinend hatte er dort gearbeitet.

Erst jetzt wurde Toa bewusst, dass er gar nicht wusste, wovon seine Großeltern gelebt hatten.

Der Großvater war Bildhauer gewesen. Aber als freischaffender Künstler hätte er wohl kaum eine Familie ernähren können. Deshalb hatte er mit der Bearbeitung von Grabsteinen sein Brot verdient.

Mehr fand Toa nicht.

Aber als er das alte Fotoalbum in einen Karton legen wollte, fiel ein Bild heraus. Es war das Konfirmationsfoto, das er schon kannte.

Aber es musste ein anderes Foto sein, denn dieses war schmutzig, und an mehreren Stellen eingerissen.

Toa schaute es sich noch einmal genauer an. Auf der Rückseite war etwas mit Bleistift geschrieben. Die Buchstaben waren blass, die Farbe verwischt. Nur mühsam konnte Toa sie entziffern:

Damit du immer das Meer sehen kannst, stand darauf.

Damit du immer das Meer sehen kannst, anscheinend richtete sich dieser Satz an die Person auf dem Foto. Hatte der Großvater eine Skulptur von Gese machen wollen, wie sie aufs Meer blickte?

Nach Winterkälte
Erste Pflänzchen sprießen schon
Frühlingssonne wärmt

Lili und Chim waren angekommen.
Der Junge war groß geworden, gar kein Kleinkind mehr.
Er war ja auch schon vier Jahre alt.

Als Lili wegfuhr, weinte das Kind herzerreißend. Toa wusste gar nicht, wie er den Jungen beruhigen sollte. Schließlich setzte er sich zu Chim auf den Fußboden, nahm ihn in beide Arme und wiegte ihn so lange hin und her, bis er eingeschlafen war.
Von einem Tag auf den anderen hatte sich Toa's Leben völlig verändert.

Im Frühjahr brachten Toa und Chim den Vorgarten in Ordnung. Sie pflanzten Stiefmütterchen und Vergissmeinnicht, säten Sonnenblumen, Margriten und Löwenmäulchen für den Sommer.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn wurde immer enger.

Toa erklärte dem Jungen die Pflanzen, zeigte ihm den kleinen Marienkäfer und den ersten Schmetterling.

Oft gingen sie an den Strand und sammelten Muscheln oder Treibholz, das sie als Brennholz für den Winter brauchten.

Der Zen Garten wurde zu einer riesigen Sandkiste umfunktioniert.

Wenn Toa auf seiner Bank saß, Chim beim Spielen zusah und der Wind in den Zweigen der alten Kiefer rauschte, war er ein glücklicher Mensch.

Einige der Bonsai Pflanzen hatten den Winter überlebt, und unter dem kahlen Bambusstrauch sprossen kleine Bambusblättchen.

Die Steinfrau stand auf ihrem Sockel und blickte aufs Meer.

Ein bis zweimal im Monat kam Lili vorbei, um Chim zu besuchen.

Sein Asthma war fast völlig verschwunden.

Es herrschte eine friedvolle, harmonische Atmosphäre.

Dies war der schönste Sommer, den Toa je erlebt hatte.

In blauer Schale
Steht weinrot der Ahornbaum
Ein Blatt fällt herab

Der Herbst war gekommen.

Toa hatte für Chim einen Platz in einem Kinderhort gefunden, denn es war ihm wichtig, dass der Junge mit gleichaltrigen Kindern aufwuchs.

Lili kam nur noch selten.

Zu Chim's fünften Geburtstag hatte sie ein Paket geschickt.

Toa hatte gedacht, er könne in der Zeit, in der Chim im Hort war, irgendwo eine Arbeit finden. Aber für die wenigen Stunden stellte ihn niemand ein.

Überhaupt waren offene Stellen in dieser Gegend äußerst selten, und im Winter, außerhalb der Saison, mussten sich auch die Einheimischen stark einschränken.

So musste Toa mit dem Rest des geerbten Geldes und dem Unterhalt, den Lili zahlte, auskommen.

Im Sommer hatte er seine Radierungen einem Galeristen im nahegelegenen Künstlerdorf Ahrenshoop gezeigt, und erreicht, dass einige seiner Bilder dort in Kommission genommen wurden.

Inzwischen waren sogar schon ein paar Bilder von ihm verkauft worden, aber jetzt in der Winterzeit kamen kaum noch Urlauber, und die Geschäfte liefen schlecht.

Toa hatte angefangen, Motive aus der Umgebung zu zeichnen, und davon Radierungen zu machen. Immer, wenn Chim im Kindergarten war, arbeitete Toa in seinem Atelier. Dies war die einzige Zeit, die er ganz für sich allein hatte.

Die kleine Kate
Sandumweht zwischen Dünen
Herbstwind bläst schon kalt

Es wurde ein guter Spätherbst für Toa und Chim.
Wenn draußen die Nebel schwer über den Wiesen hingen,
oder der Sturmwind um das Haus tobte, saßen die Beiden
in der warmen Werkstatt und gingen ihren kreativen
Arbeiten nach.

Sie malten oder zeichneten Muscheln und bunte
Herbstblätter. Chim hatte gelernt, mit der Radienadel
umzugehen und konnte schon kleine Zeichnungen in
weiche Kunststoffplatten ritzen.

Für ihn war es jedes Mal ein spannender Augenblick,
wenn sich der Druckschlitten durch die Walzen der Presse
schob und anschließend das bedruckte Papier von der
Druckplatte abgezogen werden konnte.

In der Vorweihnachtszeit bastelten sie Sterne und Ketten
aus Papier. Dabei aßen sie selbstgebackene Plätzchen,
während das Holz, das sie im Sommer gesammelt hatten,
im warmen Ofen knackte.

Wenn das Wetter es zuließ, machten sie lange
Spaziergänge am Bodden oder am Ostseestrand. Hier
waren jetzt besonders viele Muscheln zu finden, und
Chim war ein eifriger Sammler.

Später, wenn sie in ihrer Werkstatt waren, bohrte Toa Löcher in die Muscheln, und Chim fädelt sie auf rote Bänder auf.

Einmal fand er einen kleinen gelblichen Stein, der sich sehr leicht anfühlte.

Kurz vor Weihnachten schmückten sie einen Tannenbaum mit Muschelketten und Papiersternen.

Als sie am Nachmittag des Heiligen Abends zum Weihnachtsgottesdienst in die alte Backsteinkirche gingen, und auf dem Heimweg durch die frostige Dämmerung in manchen Fenstern die Kerzen der Tannenbäume leuchten sahen, da waren Toa und Chim sich so nahe wie nie zuvor.

Silvester machten sie Kartoffelsalat und Würstchen, aßen Schmalzkuchen und brannten Feuerwerkskörper ab, bis Chim irgendwann auf dem Sofa einschlief.

Toa konnte sich nicht mehr vorstellen, dass es je ein anderes Leben für ihn gegeben hatte.

Unter den Tannen
Trockenes Gras zwischen Schnee
Winterschlafenszeit

Der Winter war kurz. Schnee hatte es nicht gegeben, und im Februar gab es schon die ersten warmen Frühlingstage.

Toa und Chim befreiten den Garten von verdorrten Blättern und Zweigen und schnitten den großen Bambus ab.

Rund um den alten Strauch hatten sich kleine Pflänzchen versät, die jetzt schon eine handbreit aus dem Boden ragten.

Einige davon gruben sie aus, und pflanzten sie entlang der alten Steinmauer und im Vorgarten rechts und links neben die Haustür.

Der Bambus hatte geblüht, was oft nur alle achtzig oder hundert Jahre vorkam. Danach starb er ab. Aber aus dem großen Strauch waren acht neue Pflanzen entstanden.

Chim hatte inzwischen großes Vergnügen daran gefunden, den Sand im Steingarten zu harken.

Schlankes Bambusgras -
Zartgrüne Blätter zittern
Frühlingswind bläst lau

An einem warmen Tag im Mai, als Toa und Chim im Vorgarten Dahlien Knollen pflanzten, hielt ein Auto vor dem Haus.

In diesen abgelegenen Weg verirrten sich nur selten Fahrzeuge.

Ein älteres Ehepaar stieg aus und erkundigte sich nach der Druckwerkstatt.

Die Leute hatten die Radierungen von Toa in der Galerie in Ahrenshoop gesehen hatte, und wollten noch einige dazu erwerben.

Der Galerist hatte ihnen die Adresse gegeben.

Sie kauften zwei Radierungen und eine Tuschezeichnung, die Toa im Sommer am Strand gemacht hatte.

Chim war sichtlich stolz, dass fremde Menschen Geld für die Bilder seines Vaters bezahlten, und kam auf die Idee, einen Laden aufzumachen.

Auch Toa hatte schon länger darüber nachgedacht, eine Werksattgalerie zu eröffnen.

Er wollte es versuchen.

Toa räumte die Werkstatt auf, und richtete in dem großen Eingangsfloor mit ein paar Regalen und Tischchen einen Ausstellungsraum ein.

Am Anfang der Strasse und am Gartenzaun brachte er Schilder an, auf die er „Werkstattgalerie“ geschrieben hatte.

Wenn Toa zu Hause war, ließ er die Haustür weit offen stehen, und ab und zu kamen tatsächlich Urlauber herein, sahen sich die Bilder an, und hin und wieder kauften sie auch das eine oder andere.

Im letzten Sommer hatte Toa viele Zeichnungen von sehenswerten Häusern und Landschaftsausschnitten aus der Umgebung gemacht.

Jetzt ritzte er sie in Zinkplatten und druckte Bilder und Ansichtskarten.

Sein Sortiment wurde größer, und langsam sprach es sich unter den Urlaubern herum, dass eine neue Galerie eröffnet hatte.

Das Leben bekam eine neue Ordnung.

Es war erfüllt von einer künstlerischen Energie, die Toa ganz besondere Bilder erschaffen ließ.

Chim unterstützte ihn dabei, indem er ihn die Welt mit anderen Augen sehen ließ.

Eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen dieses Sommers war es auch, auf der Wiese neben dem Haus im Gras zu liegen, in den blauen Himmel zu schauen, und sich dabei auszudenken, was die Formen der Wattewolken darstellen könnten.

Oder sie beobachteten die Zeeseboote, wie sie spielerisch leicht über den Bodden glitten.

Diese alten Segelboote wurden in den letzten Jahren wieder häufiger gebaut, und es fanden sogar regelmäßig Zeese - Regatten statt.

Sie verbrachten fast den ganzen Sommer im Freien. Ihre Haut war goldbraun, ihr dunkelblondes Haar von der Sonne ausgebleicht.

Chim's Asthma war völlig verschwunden.

Zu seinem sechsten Geburtstag bekam Chim ein kleines blaues Fahrrad.

Jeden Tag übte er mit Toa auf dem Weg vor dem Haus, darauf zu fahren.

Er lernte es schnell, und fuhr dann stolz mit dem Fahrrad zum Kinderhort.

Es stellte sich eine Alltagsroutine ein, die nicht unangenehm war.

Bald würde wieder die Vorweihnachtszeit beginnen, und Toa freute sich darauf genauso wie Chim.

Auf dem weiten Meer
Boote mit braunen Segeln
Weiße Wolken ziehn

Eines Tages im frühen Frühjahr stand plötzlich Lili vor der Tür.

Sie wollte das Kind abholen. Schon am nächsten Tag war der Termin für die Schuluntersuchung.

Lili hatte beschlossen, dass Chim in Berlin zur Schule gehen sollte.

Toa war völlig überrascht. Wie in Trance packte er Chim's Sachen zusammen und verstaute sie in Lili's Wagen.

Dann fuhr er mit Lili zum Kindergarten, um Chim abzuholen.

Sie verabschiedeten sich flüchtig, so als würden sie nur zum Einkaufen fahren. Aber es war ihm klar, dass er seinen Sohn für lange Zeit nicht mehr sehen würde.

Wie betäubt lief Toa danach durch die vom Märzregen aufgeweichten Strassen zu seinem einsamen Haus.

Der Frühlingsregen
Weicht Äcker und Wege auf
Erste Saat keimt schon

Er war allein in dem dunklen leeren Haus. In der Küche stand noch der Kinderbecher mit einem Rest Kakao.

Den ganzen Tag verkroch sich Toa in seiner Werkstatt. Seine Bilder erschienen ihm hohl und belanglos. Die hübschen Landschaftsbilder, die die Urlauber so gerne kauften, wie nichtssagend waren sie.

Nicht eines davon konnte auch nur annähernd seine Gefühle wiedergeben. Sie zeigten eine Welt des schönen Scheins, aber das Leben war nicht so.

Toa hatte niemanden, mit dem er hätte reden können, oder der seinen Kummer mit ihm teilte. Er hatte nur die Malerei.

Wie besessen klatschte er die Farben mit dickem Pinsel auf das Papier, damit sie ineinander flossen, sich vereinigten, und etwas neues aus ihnen entstand.

Waren die Aquarelle getrocknet, malte er mit den Fingern schwarze Druckfarbe über die farbigen Flächen, bis die bunten Farben fast ganz verschwunden waren. Schon bald hingen und lagen überall diese schwarzen Bilder, die sich wie ein Geschwür im ganzen Haus ausbreiteten.

Und immer öfter kam in seinen Gedanken wieder die Frau aus dem Garten zu ihm. Aber diesmal wehrte er sich gegen sie, er wollte sich nicht mehr von ihr zerstören lassen.

In einem Anfall größter Wut schlug er eines Tages mit einem großen Eisenhammer auf den weißen Marmor ein. Aber der Stein ließ sich nicht zerbrechen.

Er bekam nur ein paar Kratzer.
Doch die Energie, die von ihm ausging, wollte sich wieder mit Toa verbinden.
Aber diesmal war die Angst, sich selbst zu verlieren, stärker.

Toa versuchte, die Energie des Steines zu bannen, indem er die schwarze fette Druckfarbe auf dem Marmor verteilte.
Er hoffte, dass das Fett die Oberfläche versiegeln würde, und die Energie nicht mehr nach außen dringen könnte.

Doch je mehr Farbe er in die Oberfläche des Steines einrieb, desto mehr drang von ihm selbst mit in den Stein ein.

Toa wurde wie versteinert.
Der Stein hatte ihn aufgesogen.
Er atmete noch, aß und trank, arbeitete sogar manchmal, aber sein Inneres war tot.
Es gab keine Gefühle mehr.
Da war kein großer Rausch, da war nur noch eine große Leere.

Der poröse Stein –
Seine grobe Fläche saugt
Warmen Landregen

Mechanisch ging Toa seinen Alltagsbeschäftigungen nach. Sein Atelier wurde gut besucht. Es hatte sich bei den Feriengästen als Geheimtipp herumgesprochen, dass am Bodden dieser junge Künstler mit den traurigen Augen wohnte, der so feinsinnige Radierungen und Gemälde herstellte.

Zum Wahrzeichen der Galerie wurde die schwarze Figur, die dort im Garten stand und unverwandt aufs Wasser blickte.

Davon wusste Toa allerdings nichts.

Nur die große Nachfrage nach seinen Bildern überraschte ihn.

Sein Ruf drang weit bis über die Grenzen des kleinen Fischlandes hinaus.

In einer Hamburger Galerie wurden die schwarzen Bilder in einer Ausstellung gezeigt.

Toa begann, sich sein Leben neu einzurichten.

Die Geschäfte liefen nicht schlecht. Er hatte Erfolg, er hatte Anerkennung.

Nur Gefühle hatte er nicht.

Allmählich wurde aus ihm ein eiskalter Geschäftsmann.

Die Bilder aus der alten Gefühlszeit ließen sich gut verkaufen. Er reproduzierte sie immer wieder.

Kein Mensch merkte, dass sie nur noch ein fader Abklatsch waren.

Toa hatte sein Leben fest im Griff.

Alles schien in Ordnung zu sein.

Die tiefschwarze Nacht
Senkt mit Eiseskälte sich
Über rotem Mohn

Toa hatte sein Leben wohl geordnet.

Er kam mit sich selbst zurecht, und mit dem Alleinsein.

Er hatte Geschäftsbeziehungen aufgebaut und
Bekanntschaften geschlossen.

Alles war in Ordnung, und Toa konnte sich ein anderes
Leben kaum noch vorstellen, als an einem warmen
Spätsommervormittag eine Frau in seinen
Ausstellungsraum trat.

Sie hatte lange dunkle Haare, leicht schräg stehende
Augen, eine zierliche Nase und einen vollen roten Mund.
Als Toa sie sah, ertrank er in ihren Augen.

Die Lotosblüte –
Weiß-rosa-rotes Schwanken
Über klarem See

Die junge Frau war in die Galerie gekommen, um ein Bild von der Landschaft zu kaufen, die ihr so gut gefiel.

Sie hieß Kimh, ihre Eltern stammten aus Vietnam; sie war für ein Konzert in der Kirche in diese Gegend gekommen, denn sie war Musikerin.

Toa und Kimh redeten lange miteinander. Er hatte Tee für sie gemacht, und sie merkten gar nicht, wie die Zeit verging.

Die Sonne stand schon weit im Westen, als sie sich trennten.

Toa war wie verzaubert. In ihm war ein Feuer entfacht, das Steine schmelzen ließ.

Die ganze Nacht malte er und versuchte, seine Gefühle auszudrücken.

Erst im Morgengrauen fielen ihm die Augen zu.

Doch Toa schlief nur wenige Stunden.

Er musste Kimh wiedersehen und wartete ungeduldig auf das Konzert am Abend.

Viel zu früh war Toa in der hell erleuchteten Kirche. Hier drinnen war es kalt und es roch nach abgestandenem Kerzenrauch.

Doch allmählich füllte sich der große Raum, bis auch der letzte Platz besetzt war.

Dann traten die Musiker ein.

Da war sie!

Die anderen Menschen nahm Toa gar nicht mehr wahr.

Er hatte nur Augen für sie.

Sie spielte Cello. Das sinnlichste Musikinstrument, das er sich vorstellen konnte.

Die tiefen, klagenden Töne drangen ihm in Mark und Bein.

Kirschblüten im Haar –
Dunkle Augen darunter –
Von ferne Musik

Nach dem Konzert wartete Toa vor der Kirche, auf die
Musikerin.

Die Konzertbesucher standen in kleinen Gruppen zwischen den alten Grabsteinen mit den eingemeißelten Segelschiffen, auf dem kleinen Friedhof, der die Kirche umgab. Der warme Spätsommerabend lud dazu ein, noch lange draußen zu verweilen.

Endlich trat Kimh aus der Kirchentür. Suchend blickt sie sich um. Sie hatte gehofft, dass Toa auf sie warten würde, aber zwischen den vielen Menschen konnte sie ihn nicht entdecken.

Gerade wollte sie enttäuscht zu ihrem Auto gehen, als sie Toa sah.

Er lief winkend zu ihr herüber und sprang dabei mit großen Schritten über die Gräber.

Das Herz schlug ihm bis zum Hals, und sein Magen fuhr Achterbahn, als er Kimh zum Essen einlud.

Das kleine Fischrestaurant lag in der Nähe der Kirche.

Toa und Kim bekamen einen Platz in einer Nische, so dass sie vor den Blicken der anderen Gäste geschützt waren.

Sie bestellten gratinierten Wittling mit Käsesoße auf Reis und einen halbtrockenen Weißwein.

Toa war in einer so festlichen Stimmung, wie er sie lange nicht mehr erlebt hatte.

Wann war er das letzte Mal mit einer Frau essen gegangen?

Es musste in einem anderen Leben gewesen sein.

Der Abend verrann in Windeseile.

Nachdem sie das Lokal verlassen hatten, gingen sie Hand in Hand durch die Nacht und liefen mit den Schuhen in der Hand über den feuchten Sand am Meer.

Sie wollten sich nie mehr trennen, aber diese erste Nacht wollten sie nicht in Toa's Haus verbringen.

Diese noch nicht.

Der Vollmond legte silberne Lichter auf das Wasser, und die Wellen rauschten leise ein Adagio, als Toa und Kim im warmen Sand lagen und sich wünschten, dass diese Nacht nie zu Ende gehen möge.

Als der Morgen erwachte, machten sie sich langsam auf den Heimweg.

Da lag in den Strahlen des ersten Lichtes ein gelblicher Stein vor ihren Füßen.

Er war sehr leicht und fühlte sich warm an.

Toa schenkte ihm Kimh als Zeichen seiner Liebe.

Als sie bei dem alten Haus angekommen waren, kochte Toa Tee für sie. Eng aneinander geschmiegt tranken sie ihn auf der Bank hinter dem Haus, und schauten der Sonne beim Aufgehen zu.

Am späten Vormittag holte ein Taxi Kim ab.

Sie musste zum nächsten Konzerttermin. Aber sie versprach, nach der Tournee wiederzukommen.

Funkelnder Tropfen
Auf dunkelroten Rosen –
Himmel und Erde

Toa's Herz brannte. Noch nie hatte er ein solches
Verlangen gespürt.

Er renovierte das ganze Haus, brachte den Garten in
Ordnung und gestaltete den Zen Garten neu.
Die Bambuspflanzen hinter der Mauer waren inzwischen
schon fast einen halben Meter hoch.

Mitten in der Arbeit erreichte ihn Lili's Anruf.
Der Junge hatte wieder Asthma bekommen.
Es wäre besser für ihn, an der frischen Seeluft zu sein.
Chim sollte so bald wie möglich wieder bei Toa wohnen.

Toa war glücklich,
und es überkam ihn ein Gefühl von unendlichem Frieden.

Im Bambushain hing noch ein Hauch Morgennebel.
Die schrägen Sonnenstrahlen spielten mit den
schlanken, flirrenden Blättern.
Dornige Brombeerranken überwucherten einen großen Stein.
Im feuchten Moos trank ein Schmetterling aus einem

Wassertropfen.
Weiß, fast beige mit einem zarten hellblau, war der
Himmel in der Ferne.
Noch war die Luft kühl und erfrischend.
Behutsam setzten sie einen Fuß vor den anderen.

Leben heißt, eine
Schwere Last über einen

Langen Weg zu tragen.

Wir sollten dabei
Nicht hasten und auch
Nicht ungeduldig werden.

TOKUGAWA LEYASU
1542 - 1616
